

Ist Blut dicker als Wasser?

4

Gottfried Hohmann und Barbara Fruth

Der schaurige Ruf des Ibisses dringt durch die Baumkronen – man hört ihn oft im Wald, wenn die Sonne langsam hinter der dichten Vegetation versinkt. Er klingt er tagsüber, dann heißt es aufpassen. Zum Glück ist keiner der einheimischen Feldassistenten in der Nähe. Die Mongo hassen nämlich Ibisse und überhaupt jedes Tier, das bei Dunkelheit im Wald unterwegs ist. Nachtaktive Wesen gelten bei ihnen als böse.

Das gefilterte Licht ist dunkelgrün, die kühle, trockene Luft verströmt einen Geruch nach Mottenkugeln. Nichts regt sich – fast nichts. Bonobos haben die Fähigkeit, mit dem Wald zu verschmelzen; nur hin und wieder erspähen wir ein Stück dunkles Fell im schattigen Unterholz. Deutlich sichtbar ist nur Tagore, ein jungerwachsenes Männchen mit pechschwarzem Gesicht und glänzenden Augen.

Wieder ruft der Ibis, jetzt ganz in der Nähe. Es klingt, als würde jemand gewürgt. Eines der Weibchen bewegt sich in seinem Tagnest. Tagore sieht kurz hin, kratzt sich die langen Arme und nimmt wieder eine bequemere Sitzhaltung ein. Er wirkt entspannt, dennoch entgeht ihm keine Regung seiner Gefährten.

Das Leben in einer Gemeinschaft, in der jeder entscheidet, mit wem er seine Zeit verbringt, hat zweifellos Vorteile, weil so Spannungen und Konflikte vermieden werden. Andererseits kommt es vor, dass man nicht immer alle sozialen Beziehungen kennt, und dies kann weitreichende Folgen haben. Oft sieht man sich wochen- oder gar monatelang nicht, und bei der nächsten Begegnung hat sich vieles geändert. Allianzen und Freundschaften, die den eigenen Status verbessern und gleichzeitig die Machtposition anderer schwächen können, sind neu entstanden oder haben sich aufgelöst. Im sozialen Netzwerk einer Bonobo-Gemeinschaft herrscht ständig Bewegung. Die verwandtschaftlichen Bande hingegen sind diesem Wandel nicht unterworfen und bestehen lebenslang.

Männliche Bonobos haben eine Eigenschaft, die unter nicht menschlichen Primaten und anderen, in Sozialverbänden lebenden Säugetieren selten vorkommt: Sie sind philopatrisch, das heißt, sie verbringen ihr gesamtes Leben in der Gemeinschaft, in die sie hineingeboren wurden – ihrer Geburtsgruppe. Deshalb haben sie auch als Erwachsene in der Regel Kontakt mit nahen Verwandten. Die Verwandtschaft ist sehr wichtig und prägt die Sozialbeziehungen auf ganz bestimmte Weise: Verwandte Tiere sind eher geneigt,

sich zu unterstützen und zu kooperieren als nicht verwandte. Unzählige Studien an den verschiedensten Arten belegen die These, dass Verwandtschaft grundsätzlich das Verhalten beeinflusst. Es gibt jedoch Ausnahmen, und dazu gehören die Bonobos.

Bonobos (*Pan paniscus*) sind eng mit Schimpansen (*Pan troglodytes*) verwandt. Die beiden *Pan*-Arten spalteten sich erst vor einer Million Jahre von einem gemeinsamen Vorfahren ab. Daher überrascht es nicht, dass sie viel gemeinsam haben. In Körperbau und Aussehen ähneln sie sich so stark, dass man lange Zeit sicher war, dass sie zu einer Art gehören. Ähnlichkeiten sind auch im Sozialleben und bei der Gruppenbildung deutlich: Bei beiden Arten sind die Männchen philopatrisch, während Weibchen mit der Geschlechtsreife ihre angestammte Gruppe verlassen und sich anderen Gemeinschaften anschließen. Das hat zur Folge, dass in Schimpansen- und Bonobogemeinschaften zwischen den Weibchen weniger verwandtschaftliche Beziehungen bestehen als unter den Männchen. Soziobiologisch gesehen läge es daher nahe, dass die Männchen in der Gruppe sich verbünden bzw. kooperieren, nicht aber die Weibchen. Bei wild lebenden Schimpansen bestätigt sich diese Hypothese: Die Männchen wenden sich einander zu und entwickeln starke Bindungen, die die Gruppe sozusagen im Innersten zusammenhalten. Männliche Schimpansen begrüßen, küssen und umarmen sich und fällen Entscheidungen in der Regel als Bündnispartner und nicht im Alleingang. Auch Verteidigung, Jagd und Angriffe auf Mitglieder benachbarter Gruppen sind bei Schimpansenmännchen gemeinschaftliche Aktivitäten.

Sozialbeziehungen zwischen Weibchen und Männchen

Anders als bei den meisten Säugetieren leben bei den Primaten erwachsene Männchen und Weibchen fast immer in Sozialgruppen zusammen, und bei den Menschenaffen gibt es unterschiedliche Gruppenformen und Sozialbeziehungen. Aber warum bilden die Tiere überhaupt Sozialgruppen? Welche Vor- und Nachteile hat das dauerhafte Zusammenleben, und warum haben sich bei den einzelnen Arten so unterschiedliche Verhaltensmuster entwickelt?

Ein Grund, weshalb Tiere sich zu Gruppen zusammenschließen, ist die Tatsache, dass sie so besser vor Beutegreifern geschützt sind. Viele Augen und Ohren sehen bzw. hören mehr, und Gefahren können schneller erkannt werden. Und Fressfeinde haben auch die Menschenaffen, wie mehrere Fälle belegen, bei denen Leoparden Schimpansen

und Gorillas töteten. Zudem sind Gruppen besser als Einzeltiere in der Lage, Nahrungsressourcen oder Reviere zu verteidigen. Auf der anderen Seite entsteht dadurch Konkurrenz unter den Gruppenmitgliedern. Wie in Kapitel 8 erläutert, ist auch das Infantizidrisiko ein Grund dafür, dass Primaten dauerhaft in Gruppen leben. Dabei töten Männchen im Interesse des eigenen Fortpflanzungserfolgs mitunter Säuglinge, die ihre Konkurrenten gezeugt haben. Damit mindern sie die Fortpflanzungschancen des anderen und erhöhen zugleich die eigenen, weil das betreffende Weibchen dann rasch wieder empfängnisbereit werden kann (was nicht der Fall wäre, wenn es den vorhandenen Nachwuchs erst aufziehen würde). Weil sowohl Männchen wie auch Weibchen großes Interesse am Überleben ihrer Nachkommen haben, ist es ein Vorteil, wenn die Männchen die Weibchen, mit denen sie sich paaren, und die gemeinsamen Kinder schützen – dafür bieten Sozialgruppen den idealen Rahmen.

Um diese Gefahr gering zu halten, bevorzugen die Weibchen solche Männchen, die stark sind und auch hinsichtlich ihres Verhaltens in der Lage, Übergriffe fremder Männchen zu verhindern. Primatenmännchen sind in der Regel den Weibchen an Körpergröße überlegen, sodass sie im Gruppengefüge dominieren. In Gorillagruppen dominiert grundsätzlich ein Silberrücken über die erwachsenen Weibchen, und auch bei den Schimpansen stellen die Männchen das dominante Geschlecht dar. Bei den Bonobos verhält es sich umgekehrt, obwohl der Größenunterschied zwischen den Geschlechtern dem bei Schimpansen vergleichbar ist. Neueren Studien zufolge sind die Sozialbeziehungen zwischen den Geschlechtern jedoch sehr komplex und wandelbar. Wenn die Männchen als dominantes Geschlecht zum Beispiel den Zugang zu Ressourcen regeln, kann dies auf unterschiedliche Weise geschehen: von despotisch bis hin zu tolerant. Auch setzen die Männchen der Bonobos bei Auseinandersetzungen mit Weibchen ihre körperliche Überlegenheit nur selten ein.

Beim Zusammenleben in der Gruppe geht es aber nicht nur um Dominanz und Aggression. Bei den meisten Primaten entwickeln sich zwischen Weibchen und Männchen starke, dauerhafte soziale Bindungen, was sich etwa darin äußert, dass sie viel Zeit miteinander verbringen, sich bei Konflikten mit anderen unterstützen und sich einander zuwenden, beispielsweise durch intensive Fellpflege. Weil solche Bindungen

die Paarungschancen der Männchen erhöhen, kann man sie durchaus als Fortpflanzungsstrategie einstufen. Auch wenn Infantizid und andere für Weibchen bedrohliche Situationen die männliche Dominanz bei der Selektion begünstigen, haben sich bei manchen Arten, insbesondere bei den Bonobos, Allianzen der Weibchen entwickelt; sie sind so stark, dass sie sogar heftigen Aggressionen seitens der Männchen standhalten und diese daran hindern, Futterquellen für sich allein zu beanspruchen bzw. sie anderen vorzuenthalten.

Welche ökologischen und sozialen Faktoren fördern die weibliche Dominanz oder die gemeinsame Dominanz der Geschlechter bei Primaten? Wenn Weibchen nicht offen zur Schau tragen, dass sie sexuell empfänglich sind, ist dies die wohl wirkungsvollste Möglichkeit, die Dominanz der Männchen zu verhindern. Ist für die Männchen nicht offensichtlich, dass die Weibchen in ihrer Gruppe einen Eisprung haben, hängt der Fortpflanzungserfolg weitgehend von der Initiative der Weibchen ab, die sich auf diese Weise unter den Männchen den Paarungspartner aussuchen können. Infolgedessen haben Männchen, die Weibchen gegenüber tolerant sind und gute Beziehungen mit ihnen unterhalten, bessere Chancen auf Paarung als solche, die versuchen, sie mittels Körperkraft zu dominieren. Wenn zuverlässige Anzeichen von Paarungsbereitschaft und Östrus (der wahrscheinlichen Empfängnisfähigkeit) verschwinden, bevorzugt die Selektion Männchen, die sich tolerant und kooperativ verhalten.

Statt von den Männchen forciert kurzzeitiger Partnerschaften während des Östrus entwickeln sich dann soziale Bindungen, die auf gegenseitigem Einvernehmen basieren. Solche Muster weiblicher Dominanz oder gemeinsame Dominanz kommen bei Primaten selten vor, bei den Bonobos sind sie jedoch die Regel.

Ein weiterer Faktor, der sich auf die Sozialbeziehungen innerhalb der Geschlechter und zwischen ihnen auswirkt, ist die Verwandtschaft. Um Inzucht zu vermeiden, verlassen junge Erwachsene des einen Geschlechts (oft die Männchen) ihre Geburtsgruppe und schließen sich einer anderen an. Dann sind Interaktionen zwischen erwachsenen, miteinander verwandten Tieren auf ein Geschlecht beschränkt (in der Regel die Weibchen). Bei Pavianen und Makaken beispielsweise sind die Gruppen von starken sogenannten Matrilineen geprägt. Bonobo- und Schimpansenmännchen hingegen verlassen ihre Geburtsgruppe nicht

und leben oft noch als Erwachsene mit ihren Müttern zusammen. Die Evolutionstheorie geht davon aus, dass es der reproduktiven Fitness zugute kommt, wenn nahe Verwandte sich zusammenschließen; die engen Bindungen zwischen erwachsenen Männchen und deren Müttern, wie man sie bei Bonobos und Schimpansen beobachtet, stützen dies. Die biologische Bedeutung der Verwandtschaft für den Erfolg heranwachsender und erwachsener männlicher Menschenaffen ist aber noch lange nicht hinreichend erforscht.

Insgesamt bilden die Sozialbeziehungen zwischen den Geschlechtern bei den Menschenaffen einen Kompromiss zwischen männlichen und weiblichen Paarungsstrategien. Wo und inwieweit diese sich treffen – auf einer Skala vom „tyrannischen“ Männchen, das das Sozialleben der Weibchen dominiert, bis hin zum toleranten „Freund“, der eine dauerhaft gute Beziehung anstrebt –, hängt von der Physiologie und vom Verhalten beider Geschlechter ab. Es stellt letztlich ein fragiles Gleichgewicht dar, das nicht nur von Art zu Art, sondern auch von Tier zu Tier variiert. Bei Primaten äußert sich der „Geschlechterkampf“ als Spiel, bei dem beide Parteien ihre Taktiken wählen können und bei dem das soziale Geschick oft mehr zählt als Körperkraft.

Im Vergleich dazu sind die Bindungen unter männlichen Bonobos eher schwach ausgeprägt. Sie dulden einander und liefern sich keine gewalttätigen Machtkämpfe, wie sie für Schimpansen typisch sind, kooperieren und verbünden sich aber nur selten. Während männliche Bonobos überhaupt nicht zu ahnen scheinen, welche Macht aus Bündnissen erwachsen kann, wissen es die Weibchen umso besser: Sie bilden Allianzen und pflegen enge Beziehungen, was sich beispielsweise in gegenseitiger Fellpflege und im Teilen von Nahrung äußert und mitunter auch darin, dass sie Futterplätze gemeinsam gegen andere Gruppenmitglieder verteidigen. Solche Bindungen zwischen nicht verwandten Weibchen sind nicht nur unter Primaten selten, sondern auch unter anderen sozial lebenden Säugetieren.

Vergleichende Studien zu den Sozialbeziehungen der zwei *Pan*-Arten gibt es bisher wenige, was vor allem daran liegt, dass wild lebende Bonobos nur unter schwierigen Bedingungen beobachtet werden können. Sie kommen ausschließlich in der Demokratischen Republik Kongo vor, dem drittgrößten Land des afrikanischen Kontinents. Dort leben sie im Zehntausende Quadratkilometer umfassenden, weitgehend unerforschten Tieflandregenwald des